

sonderem machen. Wir erkennen immer klarer, wie fern jede tierische Nachahmung von Lauten noch immer auch von der dürftigsten sprachlichen Aussage eines Menschen ist.“¹⁰

Die Ergebnisse seiner Versuche und Überlegungen faßt Buytendijk wie folgt zusammen: „Es ist also sicher, daß es beim Tier weder Wort noch Verständnis gibt. Das Tier bleibt in seine eigene Welt eingekerkert. Sein Leib, der das Tier mit seiner ganzen Außenwelt in Beziehung setzt, so durch Geräusche, Töne und menschliche Worte, ist nur ein Mittel für das Tier, um am gemeinschaftlichen Leben Anteil zu nehmen, im wörtlichen Sinn so, wie man sagen kann, daß die Teile eines Organismus an seinem Leben teilhaben. Man könnte vergleichsweise sagen, die Zellen eines Körpers befinden sich wechselseitig in dialogischem Bezug derart, daß jede von ihnen zu den anderen ‚spricht‘, die ‚verstehen‘, was ‚gesagt‘ wird. Ganz im gleichen Maße, mit dem gleichen Recht kann man im gemeinsamen Leben das Vorhandensein einer immanenten direkten Zwischenverbindung entdecken und feststellen ... Den gleichen Zusammenhang, diese organischen Zwischenverbindungen, finden wir bei der Verbindung von Tier und Welt wieder. Diese gegenseitige Intimität, die in gewisser Hinsicht auch einen Zaun bildet, wie sie Begrenzung des Lebenden durch das Lebende ist und vor allem des Individuums in letzter Instanz durch sich selbst, ist der Entwicklung fähig ..., schließt aber ebenso jedes Transzendieren, jedes Überschreiten dieser organischen Einheit mit der Umwelt aus.“¹¹

Nur beim Menschen kommt es zur Befreiung von dieser vitalen Immanenz. Bei ihm kommt es zu jener eigenartigen Verdoppelung des Ich, das sich als Ich weiß, sich vom bloßen Vitalbezug abheben und selbsttätig werden kann. Es vermag zugleich das Erscheinende festzuhalten und als Erscheinung von etwas zu verstehen. Mithin gliedert sich für ihn auch die Welt. Was er begriffen hat, vermag er zu benennen. So besehen, gibt es — worauf auch Herder hindeutet — keine treffendere Charakterisierung des Menschen im Gegensatz zum Tier, als jenen Satz des Schöpfungsberichtes, in dem es heißt, daß Gott der Herr dem Menschen die Tiere zuführte und der Mensch jedem seinen Namen gab.

Lob des Briefschreibens

Von FRANZ HILLIG S. J.

Man könnte den Menschen definieren als das Wesen, das Briefe schreibt. Wer sonst von allen Kreaturen käme darauf, Briefe zu schreiben? Beim Menschen dagegen spielen die „litterae“ eine große Rolle. Sie beweisen, daß er Geist hat und nach Mitteilung dürstet. Er kann das Gespräch nicht entbehren, selbst wenn sein Gegenüber nicht mehr leibhaftig anwesend ist.

¹⁰ A. Portmann, Das Tier als soziales Wesen, S. 352.

¹¹ Übersetzt nach: Buytendijk, Traité de Psychologie animale, S. 261.

Gewiß, die „litterae“ meinen ursprünglich alle Buchstaben ohne Unterschied, und daraus erwuchs unsere „Literatur“. Aber die Literatur, die sich in den Buchläden und Bibliotheken breitmacht und tatsächlich immer mehr ins Ungemessene anschwillt, ist doch nur ein Bruchteil, eben der für die Öffentlichkeit bestimmte und an die Öffentlichkeit gelangende Bruchteil der unablässig von Menschenhänden geschriebenen litterae.

Neben der offiziellen, und das heißt heute praktisch neben der gedruckten Literatur gibt es diese unabsehbare literarische Unterströmung, die ungedruckt bleibt und doch köstlicher sein kann als die gedruckte: die abertausend und abermillionen Briefe. Sie setzten in der Vorzeit Stafetten, Kuriere und Postillione in Bewegung und nehmen heute einen wichtigen Teil der Transportmittel: Bahn, Schifffahrt, Flugwesen, in ihren Dienst. Wir haben uns an das schlichte Wort „Post“ gewöhnt (wie wir uns an fast alle Worte gewöhnt haben). Aber man muß tage- und nächtelang in unserm Europa auf der Bahn liegen oder von einem Erdteil zum andern unterwegs sein und beobachten, wie auf allen größeren Stationen und Flugplätzen emsige Menschen Postsäcke ausladen und umladen — besonders des Nachts ist das eindrucksvoll — und spüren, wie da ein Millionenheer über die ganze Welt hin tagaus, tagein nichts anderes tut als Briefe einzusammeln und auszusortieren, als Briefe zu transportieren und auszuteilen. Denn die Strecken teilen sich in Nebenstrecken; und schließlich ist dann der Landbriefträger zu dem entlegenen Hof unterwegs mit dem schicksalbeladenen Stück Papier, das aus dem Ural kommt. Das ist „Post“, und ihr Herzstück ist der „Brief“.

*

Nicht jede Postsache ist ein Brief. Wir müssen für unsere Zwecke die Flut sichten, die sich täglich aus den Postwagen und Briefträgetaschen in unsere Einwurfskästen ergießt. Wir scheiden die Drucksachen und Wurfsendungen, die Werbebriefe und Prospekte aus, all das Papierzeug, das uns in seiner Anonymität hier nicht angeht und meist unbesehen im Rachen des Papierkorbs landet (doch welche Firma ließe sich dadurch entmutigen?). Wir lassen hier auch die Briefe beiseite, die berühmt geworden und in die Literatur eingegangen sind (so schwer es uns etwa bei denen der Madame de Sévigné und des heiligen Franz von Sales auch fallen mag), von den Schriftstellern ganz zu schweigen, die von Seneca und Petrarca bis auf unsere Tage den Brief als literarisches Mittel benutzen oder sonst mit dem eiteln Nebengedanken spielen, ihre Briefe möchten einmal in den letzten Bänden ihrer gesammelten Werke Aufnahme finden.

Das ist gerade das Köstliche am persönlichen Brief, und das wird er immer der offiziellen und steifen „Literatur“ voraushaben, daß er einfach unbesorgte, quicklebendige Mitteilung ist; ein Blatt Papier, das die Mutter oder den fernen Freund sucht und ihnen ein gutes Wort sagt: Empfangsbestätigungen und Grüße, Mitteilungen, Fragen und Bitten, Vorwürfe und Beschwörungen, ein Hilferuf und ein Jubelschrei: das unendliche und unab-

sehbares Gespräch zwischen Menschen, die voneinander wissen und durch ein paar Kilometer oder ein paar hundert Kilometer voneinander getrennt sind.

Gut, daß der ganze Erdball von einem klaren, festen Koordinaten-Netz umspannt wird. So sieht das Netz aus: Land, Ort, Straße und Hausnummer. Und schon findest du ihn; und schon findet er dich! Das ist das Wunder der Adresse. Und es gehört zu den unmenschlichsten Grausamkeiten (einem lebendigen Begraben vergleichbar), wenn man den Angehörigen eines Gefangenen die Angabe der Adresse verweigert. Die „Adresse“, das ist der Schnittpunkt von zwei Linien auf dem weltumspannenden Netz. Kennst du sie, dann werden sie in deinen Händen zu Fäden, an denen du ihn hältst. Heißt es dagegen: „ohne Angabe der Adresse verzogen“, dann ist der Faden gerissen, und ihr habt euch vielleicht für immer verloren. Gehe einer hinaus und suche in der uferlosen Weite den winzigen Punkt, den ein verlorengegangener Mensch darstellt!

Wunder des Briefes! Bewegende Stunde, von alten Meistern (z. B. den Niederländern) so gern festgehalten: Das Pferd ist gesattelt; der Bote wartet, eben der Kurier, der den Brief mitnehmen soll. Der Schreiber hat feierlich und mit komplizierten Schnörkeln seine Unterschrift gesetzt. Der Bogen wird gefaltet und gesiegelt. (Briefumschläge wurden erst um 1820 in England eingeführt!) Nun geht die Botschaft auf die abenteuerliche Reise. Schon, ob der Brief überhaupt an sein Ziel kam, war damals eine bange Frage. Oft war darum so ein Brief in mehrfacher Ausfertigung auf mehrfachen Routen unterwegs. Sank das eine Schiff bei der Überfahrt, so kam das andere vielleicht glücklich an. Aber auch umgekehrt: die bewegende Stunde, da ein wichtiger, langerwarteter Brief den Empfänger erreicht. Auch das haben die Alten oft gemalt: „Frau einen Brief lesend“. Das Siegel ward offenbar hastig erbrochen. Es ist bedrückend still in der Stube. Die Frau liest . . . Sie hat gleich etwas geahnt, als der Bote eintrat und ihr das gesiegelte Papier überreichte. Hat sie ihm erst noch eine Stärkung angeboten? Nun wird es zur Gewißheit, zur glückhaften oder tragischen. Sie schließt die Augen und legt das Papier in den Schoß. Was doch so ein Brief anrichten kann!

Wir beschwören solche Bilder, weil in ihnen die Bedeutung des Briefes in besonderer Reinheit und Fülle erlebt und gestaltet scheint. Aber im wesentlichen ist das in der nüchternen und gehetzten Gegenwart gar nicht anders: Manchmal glaubst du es dem Menschen, der an den Briefkasten tritt, förmlich anzusehen, welche Entscheidung mit diesem Briefe fällt. Er prüft noch einmal die Aufschrift. Er zögert noch einen Augenblick. Dann fällt die Klappe zurück. Schicksal nimm deinen Lauf! Nicht immer sind es Schicksalsbriefe (wie der des Urias in der Bibel). Es gibt auch Höflichkeits- und Plauderbriefe oder Briefe, die irgend einen Klatsch durch das Land tragen. Aber öfter, als es unsere alltägliche Gedankenlosigkeit wahrhaben will, kann irgend so ein kleiner Brief für irgendeinen Menschen draußen unendlich viel bedeuten. Wir haben soeben gefragt, ob wir uns bewußt sind, was wir der

Post und ihrer aufopferungsvollen Arbeit verdanken. Manchmal frage ich mich aber auch, ob sich wohl die Menschen in den Postämtern und unsere Briefträger und Briefträgerinnen bewußt sind, wie schwer die Briefe menschlich wiegen, die sie da zu den „Adressaten“ bringen. Sie tragen kein Horn mehr wie die Postillione, das ihr Kommen kündet. Aber sie können gewiß sein, daß sie oft mit der gleichen Spannung erwartet werden: Wie geht es dem Sohn? Lebt die Mutter noch? Wird man mir die Stelle geben? (Daß dem Geldbriefträger ein besonders helles Horn zustände, braucht wohl nicht eigens gesagt zu werden.)

*

Jedenfalls richten viele Briefe wohl mehr an, als wir meinen, und es wäre schon viel gewonnen, wenn wir darüber einmal nachdenklich würden. Wäre die Frage nach unserer Korrespondenz nicht ein Punkt, der in den Beichtspiegel gehörte? Wenn man einen Menschen, der unsern Zuspruch so dringend brauchte, ungebührlich lange warten ließ! Wenn man sich für eine Entscheidung Zeit nimmt, von der für den andern so viel abhängt! Wenn ein paar Zeilen genügten, einen Mitmenschen aufatmen zu lassen, und wir sind zu träge, uns dazu zu entschließen!

Das Briefschreiben gehörte tatsächlich unter die Werke der geistlichen Barmherzigkeit eingereiht. Jeder gute Brief ist eine gute Tat. Man braucht dazu nicht vermögend zu sein (obwohl das Porto auch hier Grenzen zieht). Man braucht auch weder einflußreich noch geistreich zu sein. Diesen Trunk Wassers kann jeder spenden, der ein bißchen selbstlos und ein paar Minuten zu opfern bereit ist. Es gibt schlichte Menschen, deren Leben voll von Lichtspuren der Güte war, nur weil sie unablässig fröhliche oder teilnehmende Postkarten verschickten. Das ist viel, wenn einer an uns denkt! (Es soll Menschen geben, die für solche Karten jährlich eine bestimmte Summe in ihrem Etat aussetzen.)

Es ist nicht leicht, derlei erbauliche Gedanken zu Papier zu bringen, wenn man selbst in allerlei Korrespondenzen verwickelt ist. O der Pharisäer! werden sie denken. Möchte es sie milder stimmen, was nun gerechterweise über die Not des heutigen Briefschreibers zu sagen ist. Gewiß, auch die Menschen der „guten alten Zeit“, z. B. der gütige und nie aus der Ruhe zu bringende heilige Franz von Sales beklagten sich, daß sie im Drang der Geschäfte und bei wartendem Kurier ihre Briefe in Hast und Eile zu Papier bringen mußten; dennoch ist so etwas cum grano salis zu verstehen. Es muß eine Wohltat gewesen sein, daß damals ein Brief wochenlang unterwegs war und die Antwort auch. In der Zwischenzeit konnte man verschnaufen. Wenn wir aber heute schreiben, hat er den Brief morgen, und übermorgen liegt seine Antwort auf unserm Tisch.

Damals war Sanduhr-Zeit, würde Ernst Jünger sagen. Unsere Zeit ist die der mechanischen und elektrischen Uhren. Selbst wenn wir von Fernsprecher und Telegramm absehen, ist unser Leben ein gehetztes Leben, und das

Tempo des Postbetriebes hat sich um ein Vielfaches gesteigert. Die Muße ist ein rarer Artikel geworden. Wie sagte doch der Chef zur Sekretärin, als sie ihm die eingelaufene Weihnachtspost schön alphabetisch geordnet überreichen wollte? „Werfen Sie den ganzen Kram in den Papierkorb und sorgen Sie dafür, daß unsere Post zeitig wegkommt!“ Eine bittere Satire auf die gegenseitige Belieferung der Papierkörbe: Post, die kein Mensch mehr liest, weil wir in lauter Drucksachen ertrinken.

Man wird nicht so weit gehen müssen, wie es manche Zeitkritiker tun, und behaupten, daß wir heute keine Briefe mehr zu schreiben wüßten. Auch heute werden noch Briefe geschrieben: frische, echte, natürliche Briefe; auch Briefe, die erzählen, und Briefe, die es wert wären, gedruckt zu werden, Briefe von geistigem Adel und seelischer Tiefe, tapfere und klarblickende Briefe. Aber freilich, es wird uns heute nicht leicht gemacht, solche Briefe zu schreiben. Und wenn die Briefkultur schon immer ein Punkt war, der des Nachdenkens würdig schien, so wird das heute doppelt gelten.

*

Briefkultur setzt voraus, daß wir das Wesen des brieflichen Austausches zwischen Freunden und Liebenden nicht aus dem Auge verlieren. Der Brief ist ein Beweis, daß wir an sie denken. „Es ist nicht schön, gerade die Menschen zu vernachlässigen, deren man sicher ist“, hat Alois Wurm geschrieben. (Seine Leitsätze über das Briefschreiben im Januarheft 1930 der „Seele“ sind noch immer beherzigenswert.) Dennoch sollte es unter Freunden möglich sein, sich gegenseitig auch einmal ein längeres Schweigen zuzugestehen, ohne gleich gekränkt und in Sorge zu sein. Das ist ein Zeichen großen Vertrauens. Kaum etwas ist für den brieflichen Austausch so wichtig wie das Vertrauen. Wahre Freunde wissen eigentlich immer schon alles. Das Vertrauen verbietet ihnen auch, sich in einem fort zu entschuldigen. Eben weil ich weiß, daß der andere ja versteht!

Wer einen Brief schreibt, spricht mit dem Freund. Er wird ihn unwillkürlich mit der Seele suchen. Es ist erstaunlich, wie sehr der Mensch, an den wir schreiben, unsern Briefstil verändert: An ein Kind schreiben wir anders als an einen Erwachsenen, an einen Erfolgreichen anders als an einen Bedrückten. Wenn man nur immer wüßte, in welcher Lage der Brief den Empfänger erreicht! Schon daher ist es nicht geraten, allzu unbefangen aus einem augenblicklichen Übermut heraus zu schreiben. Wenn den andern gerade ein tiefes Leid getroffen hätte? Der Brief hat nicht die Elastizität des Gesprächs. Das Gespräch kann vorfühlen. Schon der Blick verrät uns viel. Wir können ein vorschnelles Wort zurücknehmen, ein Mißverständnis auf der Stelle ausräumen. Für den Brief gilt: Was geschrieben ist, ist geschrieben. Es wird zur Meisterschaft des Briefschreibens gehören, daß einer, ohne die Unbefangenheit des Plauderns zu verlieren, doch so einführend formuliert, daß sein Wort in jedem Fall richtig verstanden wird.

Es ist nicht schön, wenn ein Brief außer der Anrede immer nur „ich“ sagt

und keinen andern Sinn zu haben scheint, als daß der Schreiber sich in ihm von allen Seiten spiegele. Solche Briefe werden tatsächlich geschrieben. Neben diesen Ich-Briefen stehen die ausgesprochenen Du-Briefe, die ganz nach drüben geneigt sind; Briefe, die den andern suchen, sich nach ihm erkundigen, ihm raten, ihn loben, ihn trösten und ausfragen und vielleicht vom eigenen Erleben zu gründlich schweigen. Dazwischen sind allerlei Mischformen möglich, und der ideale Brief wird wohl immer ein Ich-Du-Brief in einem sein. Dennoch darf man das nicht zu schematisch auffassen. Nicht immer sind A und B völlig gleichartige Pole. Alois Wurm nennt den Fall junger Menschen, die sich einem reifen Freund gegenüber in ausführlichen Briefen erschließen: „Du würdest sehr fehl gehen, wahrscheinlich alles verderben, wenn du ihnen mit gleichem antworten wolltest. Sie nehmen gewiß aufrichtigen Anteil an deinem Wohlergehen, aber sie wollen von dir nichts als die selbstlose Teilnahme eines reifen, erfahrenen Menschen.“ Hier wird sichtbar: das Anhören ist nicht nur eine Kunst, es ist ein wirkliches Geschenk. Mancher wüßte gern einen guten Menschen, dem er gelegentlich „alles schreiben“ darf.

Die Adresse und das Bekanntsein sind die Fäden, an denen sich die Korrespondenten halten; es können spannungsgeladene Drähte daraus werden. Doch gerade in der Zeit der Krise und Belastung, durch die wohl jeder briefliche Austausch einmal hindurchmuß, tun wir gut, daran zu denken, daß selbst starke Fäden reißen können. Der andere hat eine furchtbare Waffe: er kann „abhängen“. Dann ist das Spiel aus! Die Ehrlichkeit und echte, verantwortungsbewußte Liebe zwingen uns, auch einmal Worte zu schreiben, die der Sohn oder der Kollege nicht gerne hören. Wer hört gern einen Vorwurf oder einen Tadel?

Kaum einer wird an solchen für beide Teile unangenehmen Briefen vorbeikommen; aber wer sie zu schreiben hat, der wird es nur nach reiflicher Überlegung tun. Niemals darf man in der Erregung schreiben. Die Erregung berät uns völlig falsch. Sie legt uns scharfe Ausdrücke nahe, gepfefferte Sachen, die wir ihm „unter die Nase reiben“. Schreib dir das ruhig vom Herzen, rät der witzige Spoerl; aber natürlich, abschicken darfst du das nicht! Eines ist sicher: der Getadelte wird den Vorwurf in zehnfacher Lautstärke vernehmen. „Du gestattest dir, in neun Zehntel Scherz ein Zehntel Vorwurf unterzubringen. Der andere wird neun Zehntel Vorwurf und ein Zehntel Scherz darin sehen“ (Alois Wurm). So empfindlich sind wir!

Wäre es manchmal nicht doch ganz gut, daran zu denken, daß auch unsere Briefe, wenn nicht gerade in die Hände des Druckers, so doch in unrechte Hände geraten könnten? Immer so schreiben, daß uns Herr Müller oder Frau Meier dabei über die Schulter sehen könnten; und zwar nicht so sehr wegen möglicher gerichtlicher Nachspiele, sondern aus dem Geist der christlichen Liebe. Wie schön ist, was man von Nelson sagen konnte: „In den vorhandenen sieben dicken Bänden seiner Briefe ist nicht eine einzige Klage über seine Untergebenen enthalten“ (Friedrich Lützow).

Gute, liebenswerte Briefe zu erhalten, gehört zu den reinen Freuden unseres Lebens. Es gibt sozusagen keine schönere Zierde eines Frühstückstisches als so ein frohmachender brieflicher Besuch. Dennoch hat die Sache einen Haken, zumal wenn man das Glück hat, zahlreiche derartige Besuche zu empfangen: sie wollen nämlich beantwortet sein. Und das ist in Anbetracht der heutigen Kulturlage und der angeborenen menschlichen Schwäche nicht so einfach. Das Antworten hat im wesentlichen zwei Schwierigkeiten. Die erste: daß man sich hinsetzt und schreibt. Die zweite, daß das, was man schreibt, wirklich „Antwort“ sei. Es gibt treue und liebenswürdige Korrespondenten; nur haben sie einen Fehler: sie erzählen alles Mögliche, nur nicht das, worüber man so gern eine Auskunft erhalten hätte.

Wenn man diesem Problem bei sich und andern nachgeht (denn wir sitzen hier alle miteinander im Glashauss), dann kommt man zur Erkenntnis, daß die gute Seele, die da schreibt, eines unterlassen hat: sie hat den Brief, den sie angeblich beantwortet, nicht neben sich liegen. Sie müßte ihn vorher noch einmal durchgehen, ja sie würde am besten gleich all die Punkte von Bedeutung angestrichen haben, auf die es dem Briefschreiber ankam. Das ist eine weitere wichtige Weisheit aus dem Kapitel „Lebenskunde des Briefes“.

*

Bleibt die äußere Form. Der Brief gehört zu dem Persönlichsten, was wir besitzen. Gerade darum kommt ihm in unserem Maschinenzeitalter eine gesteigerte Bedeutung zu. Der Brief ist uns doppelt willkommen, wenn aus seinen Schriftzügen die einmalige Persönlichkeit unseres Bekannten spricht. Es gibt Kritiker, die auch heute noch fordern, ein Privatbrief müsse unter allen Umständen mit der Hand geschrieben sein. Sie setzen offenbar voraus, daß die Handschrift aller Menschen lesbar ist. Andere fürchten sich vor den Graphologen. Ihnen erscheint es geradezu providentiell, daß in dem Augenblick, da graphologische Bildung und Halbbildung sich in diesem Ausmaß verbreiten, dem modernen Briefschreiber die Schreibmaschine in die Hand gelegt wird. So schlimm ist es mit ihrer Entpersönlichung übrigens nicht. Es gibt noch hundert persönliche Arten, sich einer Schreibmaschine zu bedienen, und du kennst viele deiner Freunde von weitem auch aus ihren maschinengeschriebenen Botschaften heraus. Auch die Maschine verrät Raumgefühl, Ordnungssinn und (grausamer als die Handschrift) das Maß, in dem einer die Regeln der Rechtschreibung und Zeichensetzung beherrscht.

Die Druckerkunst hat die Dichtung nicht getötet, sondern in früher ungeahntem Maß verbreitet. Hoffen wir, daß von der Schreibmaschine ähnliche Impulse zu einem frohen, gütigen Briefverkehr ausgehen. Die Post mit all ihren modernen Fahr- und Flugzeugen wartet auf unsere Briefe. Sie lebt von ihnen. Aber noch mehr warten die guten Menschen draußen auf ein Lebenszeichen von dir. Schenk ihnen ein paar Minuten Zeit. Mach ihnen das billigste Geschenk, das es gibt, und das doch das beseelteste und persönlichste ist: Schreib ihnen einen Brief!